

Weiße Wolken

Kurzgeschichte von Nguyễn Việt Hà



Illustration Do Dung

In den Tagen kurz vor Tết¹, wenn der Küchengott sich in den Himmel aufmacht, war es wie immer sehr heiß. Ich bat meinen Fahrer, mir sein Motorrad zu leihen, das er kürzlich für Spazierfahrten seiner Geliebten gekauft hatte. Seine Frau lebte auf dem Land, so war es nicht weiter schwierig, die Geliebte vor ihr ge-

heimzuhalten. Und es gibt ja wohl kaum einen Mann, der in jungen Jahren heiratet und seiner Frau ewig treu bleibt.

Ich verbringe meine Zeit immer wieder mal gerne damit, einfach so herumzugondeln, besonders dann, wenn die Straßen voller Leute sind. An jenem Tag war der Himmel voller weißer Wolken, ich trug eine leichte Bluse und eine schwarze Sonnenbrille von Dior und genoss das Gefühl, nur ein Tropfen im Menschenmeer zu sein. Sonst stehe ich oft unter Beobachtung: Mein Bruder und all die Männer, die mir eifrig den Hof machen, schimpfen mit mir, weil ich so hart arbeite. Dabei liebe ich meinen Job aus vielen Gründen, nicht nur, weil er sehr lukrativ ist. Aber ich muss auch sagen, dass praktisch alles, was ich anpasse, zu Gold wird. Ich spazierte weiter am Westsee herum, erinnerte mich vage an meine Studienzeit. Mein Handy klingelte, aber ich schaltete es aus und vergrub meine Hand tief in der Tasche. Ich setzte meinen Weg fort, durch die Phan Đình Phùng-Straße und immer weiter bis zur Lương Văn Can, fast am Hoàn Kiếm-See, wo ich das Motorrad geparkt hatte. Hier, auf einer Veranda am Ende der Báo Khánh-Straße, hatte ich meinen ersten Kuss bekommen.

Ich fuhr langsam, hielt mich nahe am Straßenrand.

„He, Herr Kommandeur, dort, di-

¹ Neujahrsfest nach dem Mondkalender; Gemäß altem Volksglauben begibt sich in den Tagen davor der Küchengott, der in jedem vietnamesischen Haushalt über das Wohl der Familie wacht, in den Himmel, um dort Bericht zu erstatten. (A.d.Ü)

rekt vor uns, ist ein Monster, lassen Sie es mich unschädlich machen!“

Diesem Ausruf folgte das Rattern von Schüssen, die ein kleiner Junge mit seinem Mund produzierte. Er saß vor einem Mann, offenbar seinem Vater, auf einem Motorrad chinesischer Produktion, das denen glich, die meine Firma letztes Jahr quasi-legal importiert hatte. Der Mann trug keinen Helm, so konnte ich erkennen, dass er etwa vierzig Jahre alt war, genauso alt wie der Mann, der um meine Hand angehalten hatte. Er schaute zu mir herüber.

„O ja, das ist ein sehr gefährliches Monster, puste es weg mit deinem Maschinengewehr!“

Er hatte genau die warme Bariton-Stimme, die ich so sehr mochte, als ich noch ein Teenager war. Mit einem Ruck wandte der Junge sich zu mir um, zielte mit den Fingern auf mich und „schoss“ per Mundgeräusch eine ganze Salve. Ich lächelte ihm zu, wunderte mich aber auch: Diese sonst so ruhige und einsame Gegend um die Lê Thái Tổ-Straße nahe dem See war gerade voller drängelnder Menschen, die wohl alle Einkäufe für das Tet-Fest machen wollten. Da tat es mir richtig gut, diesen Mann mit seinem Sohn zu beobachten, wie sie sich vergnügten. Seinem ganzen Auftreten nach wirkte er wie einer, der ein solides Leben führte, aber er hatte sehr traurige Augen.

„Achtung, da vorne ist ein Hinterhalt!“, rief der unschuldig aussehende Monster-Killer mit erhobener Stimme, um seinen Vater auf eine neue Gefahr aufmerksam zu machen. Das Motorrad zog plötzlich nach rechts und stoppte am Straßenrand. Etwas weiter vorne, Rich-

tung Bà Triệu-Straße, standen zwei Polizisten. Der Junge hatte wirklich scharfe Augen! Ich zögerte einen Moment, dann hielt ich auch an und schaute verstohlen zurück. Der Mann holte einen ziemlich dreckigen Helm aus dem Gepäckfach des Motorrads, und der Junge rückte ihn geschickt auf dem Kopf seines Vaters zurecht. Die ganze Aktion wirkte ein bisschen kurios, gleichzeitig aber auch recht routiniert. Plötzlich richtete der Mann wieder seinen Blick auf mich, und ich fuhr schnell weiter. Im Rückspiegel sah ich sie in die Trảng Thi-Straße einbiegen, wobei der Junge weiter eifrig auf das Monster schoss.

An den drei Tết-Feiertagen blieb ich zu Hause, hörte Musik und kochte. Während meines zweijährigen Master-Studiums in den USA hatte ich mich an westliches Essen gewöhnt und fast den einmaligen Geschmack von *bánh chưng*² vergessen. Und ich dachte in diesen Tagen oft an den Jungen und seinen Vater.

Am ersten Feiertag kamen ein paar Bekannte bei mir vorbei. Einige von ihnen waren schon geschieden und versuchten, mit mir zu flirten. Am zweiten Feiertag besuchte mich mein Bruder, er brachte seine fette Frau und seine fetten Zwillingstöchter mit. Abends machten wir Frühlingsrollen, und die Sauce meiner Schwägerin geriet so ungenießbar, dass ich eine neue machen musste, die

2 Typisches Neujahrsgericht: gedämpfte, traditionell in Bananenblätter verpackte rechteckige „Reiskuchen“ aus Klebreis, Mungbohnen-Paste, Schweinefleisch und diversen Gewürzen (A.d.Ü.)

dann allen schmeckte. Ich wunderte mich wieder darüber, dass die beiden geheiratet hatten, obwohl sie doch sichtlich nicht ineinander verliebt waren. Einmal hatte ich meinen Bruder danach gefragt. Er antwortete, Heirat bedeute, das Richtige zu tun: man wisse, dass man nicht dazu gezwungen sei, aber man könne eben doch nicht anders.

Er berichtete mir, dass unsere Firma nächstes Jahr expandieren werde, deshalb würden mein Kollege Tung und ich ihn von nun an als stellvertretende Direktoren unterstützen.

„Ich denke, er ist ein interessanter Mann. Er ist Witwer und, noch wichtiger, du magst ihn, oder nicht?“

Ich lächelte traurig. Waren denn passable Männer wirklich nur unter denjenigen zu finden, deren Frauen gestorben waren? Ich war noch nie verlobt gewesen, obwohl ich schon 35 Jahre alt war und eine Menge Geld hatte. Ich erklärte meinem Bruder, er hätte mir gegenüber diesen Typen nie erwähnen sollen. Ich wusste, er war trotz seiner zwei Dokortitel dumpfbackig wie ein Rindvieh. Bei Einbruch der Nacht weinte ich immer noch vor dem Ahnenaltar. Als ich schließlich in mein Schlafzimmer ging und die Tür hinter mir schloss, musste ich plötzlich an den kleinen Jungen denken – ich vermisste ihn.

Am fünfzehnten des Monats rief mich mein Bruder von Berlin aus an und teilte mir mit, er werde dort noch aufgehalten, weil eine Menge der Dinge, die wir gerade nach Deutschland exportiert hatten, nicht in Ordnung seien.

„Du musst ins Stadion, denn du bist die Höchststrangige, die verfügbar ist.“

Ärgerlich legte ich auf und schaute zu Tung hinüber, der meinen Bruder dazu überredet hatte, eine professionelle Fußball-Mannschaft aufzustellen. Mein Bruder war begeisterter Fußballfan, aber diese Aktion würde das Ansehen unserer Firma in der Öffentlichkeit langfristig beeinflussen. Es ist ganz und gar nicht leicht, eine starke Mannschaft aufzubauen. Tung sagte, für den nächsten Tag sei ein Freundschaftsspiel zwischen unserer Firmen-Mannschaft und einem Team aus der Oberliga angesetzt, dessen Eigentümer versuche, meinen Bruder zum Kauf seines Rolls-Royce zu überreden.

Bei meinem ersten Besuch im Hàng Đẫy-Stadion fand ich mich praktisch allein im leeren Block B. Aber die Stehplätze um den Eingang 5 herum waren überflutet von den blauen Fahnen und Uniformen meiner Firma. Tung hatte den Arbeitern zweier unserer Fabriken in Hải Dương den Tag freigegeben, sodass wir die Tribüne mit heimischen Unterstützern füllen konnten. Die Hymne unserer Firma erklang aus den Lautsprechern und hallte im ganzen Stadion nach. Ich nahm meine Sonnenbrille ab und schaute über den frisch gemähten Rasen des Spielfelds. Ich beauftragte Tung, hinunter aufs Spielfeld zu gehen und den Spielern beider Mannschaften Blumen zu überreichen. Neben dem Eigner der Gastmannschaft wollte ich nicht sitzen, denn schon auf den ersten Blick war mir klar: ein Blender ohne jede Bildung. Also setzte ich mich in den zweiten Rang und steckte mir eine Dunhill an. Oben am Himmel segelten weiße Wolken dahin. Diesen Anblick hätte ich wohl ziemlich lange genießen können.

Doch leider fing sich unsere Mannschaft in den ersten zehn Spielminuten zwei Tore ein.

„Hanoi, streng dich an! Macht mal Dampf! Mit diesen Luschen würde ja meine Mutter fertig!“

Als ich das hörte, sprang ich wie elektrisiert auf: das war doch die Stimme des kleinen Jungen! Er saß mit seinem Vater nur drei Reihen vor mir, gut in meinem Blickfeld. Der Junge trug eine Hip Hop-Kappe und nicht ganz saubere Designer-Jeans. Trotz ihrer teuren Kleidung wirkten die beiden etwas schlampig und verstrubbelt. Daraus schloss ich, dass es da keine Frau gab, die sich um sie kümmerte. Mein Herz klopfte heftig, und ich rückte schnell die Sonnenbrille wieder vor meine Augen, aus Sorge, sie könnten mich wiedererkennen. Aber wie könnten sie? Der Junge schrie und fluchte ständig in höchster Aufregung herum. Offenbar unterstützte er unser Team. Sein Vater schien müde, er saß da und las in einem Buch. Er trug sein Haar lang, mit seinem Schnurrbart wirkte er erfahren, und insgesamt war er sehr attraktiv. Nach der Halbzeit reichte er seinem Sohn eine Flasche Wasser. Ich konnte erkennen, dass er *Der große Gatsby* von F. Scott Fitzgerald in vietnamesischer Übersetzung las.

Es läutete, und der Junge klaubte ein Handy aus seiner Tasche. Nach einem Blick aufs Display reichte er es an seinen Vater weiter, der dem wer-auch-immer-Anrufer wortlos zuhörte. Dann beendete er die Verbindung und sagte im Aufstehen: „Game over!“ Er war groß und stark. Er hob seinen Sohn hoch und trug ihn auf den Schultern davon. Der

Sohn schaute zu mir hin, möglicherweise schauten alle gerade zu mir hin, denn ich war dort die einzige Zuschauerin. Ich wurde rot. Langsam verlor ich Vater und Sohn aus den Augen. Ich hätte ihnen nachlaufen müssen. Vor mehr als zehn Jahren war aus meiner ersten Liebe nichts geworden, weil ich nichts unternommen hatte. Für den Rest des Spiels war ich wie betäubt. Alles, was ich tun konnte, war wie versteinert dazusitzen. Am Ende gewann unsere Firmen-Mannschaft das Spiel 5:3, und wir gaben eine Party für die Gastmannschaft.

Ich hatte aber nun etwas über mich selbst herausgefunden: Eine Heirat kam für mich wohl nicht so ohne weiteres zustande, einfach weil mich die erfolgreichen Businessstypen ganz und gar nicht anmachten.

Bis in den Sommer hinein war ich krank. Alle Angehörigen meiner Familie, alle Bekannten waren vorbeigekommen, um mir gute Besserung zu wünschen. Mein Kollege Tung besuchte mich regelmäßig am Wochenende. Nur mein Bruder erkannte, dass ich an Liebeskummer litt. Von dem Jungen und seinem Vater keine Spur. Sobald es mir etwas besser ging, setzte ich mich mit meinem Laptop in die Eisdielen *Vier Jahreszeiten* in der Nähe des Hoàn Kiếm-Sees. Immer wieder unterbrach ich dabei meine Arbeit und schaute hinaus auf die Straße. Nachts träumte ich oft von dem Jungen und seinem Vater, weiße Wolken segelten dann über ihren Köpfen dahin. An manchen Sonntagen ließ ich mich

von meinem Fahrer zu einem Profi-Fußballspiel bringen. Er besorgte mir dann immer ein Ticket für den gleichen Platz, auf dem ich damals bei meinem ersten Spiel gesessen hatte. Oft ging ich schon zur Halbzeit nach Hause.

Seit mehr als zehn Jahren organisierten meine ehemaligen Mit-Studierenden immer Anfang Juli ein Treffen; ich war bisher nur dreimal dagewesen. In meinem Jahrgang waren die Studentinnen in der Überzahl, und viele von ihnen machten später erfolgreich Karriere. Ich war die einzige noch Ledige unter ihnen, alle anderen hatten Familien gegründet, aber nicht wenige lebten zu meiner Überraschung schon wieder getrennt oder waren geschieden. Dieses Jahr fand die Party in einem Lokal in der Nähe des Westsees statt. Wir genossen einige Gläser Sauvignon Blanc und unterhielten uns lässig über unsere Unternehmungen auf dem Aktienmarkt, über den Zickzackkurs des Goldpreises, manche erzählten auch von ihren Kindern. Ich saß da und schaute über den See, betrachtete die weißen Wolken am Himmel, die sich in der Wasseroberfläche spiegelten.

Dann läutete Hangs Handy. Sie nahm es auf und sprach mit der Person am anderen Ende der Leitung in sehr genervtem Ton. Als wir das hörten, dachten wir alle, sie müsse das unglücklichste Mädchen unseres Jahrgangs sein. Offenbar hatte sie einen nichtsnutzigen Mann, der auf ihre Kosten lebte statt einer Arbeit nachzugehen und seinen eigenen Le-

bensunterhalt zu verdienen. Nur seinem guten Aussehen und ihrem gemeinsamen Kind war es zuzuschreiben, dass sie ihn nicht schon längst verlassen hatte – so klang es jedenfalls. Und aus dem zu schließen, was mir meine Freundinnen erzählten, waren deren Männer fast durchweg langweilig und zu nichts zu gebrauchen.

Hang entschuldigte sich und ging schnell hinaus: Sie habe vergessen, ihrem Mann den Haustürschlüssel zu geben, er sei auf dem Weg hierher, um ihn abzuholen. Sehr neugierig schauten wir alle aus dem Fenster, um einen Blick auf einen solchen Taugenichts zu erhaschen. Schließlich kamen sie an: Der Junge mit den kurzgeschorenen Haaren schlafend auf dem Arm seines Vaters. Hang schoss auf ihren Mann zu und redete auf ihn ein, als wolle sie ihm eine Standpauke halten. Er stand nur da, hörte ihr mit gesenktem Kopf zu.

Ich sank in meinem Stuhl zusammen und versuchte angestrengt, an etwas anderes zu denken. Es war später Nachmittag, die Wolken waren ein wenig dunkler geworden, aber immer noch bildeten sie stille Figuren am Himmel. Wenn ich in dieser Position dasaß, konnte ich nicht beobachten, wie sie sich im See widerspiegelten. Aber das wollte ich sowieso nicht sehen.

Quelle: VNS 20.6.2010

übersetzt von Marianne Ngo

nach der englischen Fassung von Manh Chuong